



Rosie
Thomas



*Aufbruch und
Leidenschaft*



Weltbild



Angaharad Owain und Harry Cotton lieben sich über alles. Sie ist mittellos und unschuldig - ein walisisches Mädchen vom Lande. Er ist erfahren und kommt aus reichem Hause - und er ist der Sohn vom ärgsten Feind ihres Vaters. Als Angaharad von Harry ein Kind erwartet, kommt es zum Konflikt mit ihrer Familie - und mit ihm: Sie erfährt nämlich ein schockierendes Geheimnis über Harry. Enttäuscht und ohne Illusionen flieht sie nach London.

Rosie Thomas

Aufbruch und Leidenschaft

Roman

Aus dem Englischen von Rosmarie Kahn-Ackermann

Weltbild

Die Autorin

Rosie Thomas ist eine begeisterte Reisende und Bergsteigerin. Sie ist in den Alpen und im Himalaya unterwegs gewesen, hat an einer Autorallye von Peking nach Paris teilgenommen und verbrachte einige Zeit auf einer winzigen bulgarischen Forschungsstation in der Antarktis. Sie lebt in London und hat eine ganze Reihe von erfolgreichen Romanen geschrieben.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Sunrise.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1984 by Rosie Thomas

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 1986 by Heyne Verlag, in der Penguin Random
House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Rosmarie Kahn-Ackermann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-123-4

»Braves Mädchen. Gleich ist's so weit.«

Die Hebamme spitzte in professioneller Manier die Lippen, während sie die kleinen grünen Signale auf dem Monitor im Auge behielt. Im Raum trat abwartende Stille ein. Der erschöpfte Medizinstudent blickte ebenfalls auf. Verschwommen sah er die grünen Zeichen des kindlichen Herzschlags über den Bildschirm laufen. Routine. Wieder eine routinemäßige Geburt. Für ihn die neunte in drei Tagen.

Diese Phase war die Feuertaufe, dachte er. Aber weniger Feuer als Wasser, Blut und tierische Schreie, Gewimmer. Für ihn war das nichts – Geburtshilfe. Lieber was Heiteres, Akademischeres. Hämatologie vielleicht.

»Ohhh.« Es war das erste Stöhnen der jungen Frau, und es drang tief aus ihrer Kehle.

»Assistieren Sie eigentlich bei dieser Geburt, Mr. Porter?« Die Stimme der Hebamme klang bissig.

Der Student kam eilig herbeigestürzt, sein Gesicht war scharlachrot.

»Noch einmal pressen, wenn Sie können«, sagte er, bemüht, seine Stimme beruhigend und zugleich bestimmt klingen zu lassen. Die lavendelfarbene Haut des Perineums glänzte, während sie sich straff über dem nassen, schwarzen, ungeduldigen Kopf des Babys spannte. Eine Injektionsnadel glitzerte, und dann erfolgte ein Laut wie das Reißen eines Segeltuchs, als die Hebamme den Muskelschnitt ausführte. Erneutes Stöhnen. Der Student schauderte unwillkürlich. Er war froh, ein Mann zu sein.

Die junge Frau versuchte sich aufzurichten, kämpfte gegen die Lernschwester, die sie festhielten. Ihr Gesicht, schweißüberzogen, wirkte noch jünger als die Gesichter der beiden.

»Braves Mädchen«, wiederholte die Hebamme. »Noch einmal, dann haben Sie Ihr Baby.«

Es bedurfte keiner Anweisungen mehr.

»Oh ...« Diesmal klang die Stimme der Gebärenden anders, etwas wie Triumph schwang darin mit.

Der Kopf des Kindes war da, und der Student sah, dass es dieselben

karminroten, zerkrautschten Züge hatte wie immer. Die Umstehenden verharrten einen Augenblick lang regungslos. Es handelte sich lediglich um die üblichen Wehen, um das übliche Baby, aber der Augenblick der Geburt verlor niemals seine Wirkung. Niemand war durch die Tür eingetreten, aber es war nun ein Mensch mehr im Raum.

Der Körper des Kindes folgte fast sofort, befleckt mit Blut und grauweißer Schmiere. Die Augen öffneten sich, sie waren sehr schwarz und tief. Die winzige Brust zuckte krampfhaft, der Mund öffnete sich, und ein langer, abgehackter Schrei des Protestes erfolgte.

Die Hebamme lachte leise. »Ein Junge. Und ein kleiner Löwe. Gut gemacht, Mammi.«

Die junge Frau fegte mit einer Geste ihr professionelles Gehabe beiseite. »Gebt ihn mir«, sagte sie ruhig. »Jetzt gleich.«

Um sie herum sahen alle neugierig zu, als sie die Arme nach ihrem Sohn ausstreckte. Sie nahm ihn an sich, schlüpfte mit einer Schulter aus dem grünen Krankenhaushemd und bot ihm die kleine, gerunzelte Brustwarze an. Der Kopf des Kindes drehte sich, er suchte danach.

»Hier«, murmelte sie. »Hier.«

Der Medizinstudent sah, dass der Ausdruck von Kindlichkeit völlig aus ihrem Gesicht geschwunden war. Es war erhellt von einem Gefühl der Zufriedenheit, alt wie die Mutterschaft selbst. Er seufzte und empfand seinen eigenen Zynismus als Last.

Bei dieser Geburt war kein gespannter, nervöser Vater dabei, der ums Bett herumlungerte. Mutter und Kind hatten niemanden.

»Nun kommen Sie schon, Schätzchen«, sagten die Schwestern zu ihr. »Sie kriegen ihn in fünf Minuten zurück.«

Sie nahmen ihr das Kind aus den Armen. Die blutige und schmerzhafteste Arbeit des Säubers und Nähens ging weiter, aber die junge Frau schien es nicht zu bemerken. Ihr Blick wich nicht von dem Kind.

Schließlich waren die Schwestern fertig. Die Maschinen und Monitore wurden weggerollt und die junge Frau bekam das Kind zurück. Es schlief bereits, die eine geballte Faust gegen die Wange gepresst.

Der Student hatte pflichtschuldig das Nähen unter den Augen seiner Lehrmeisterin ausgeführt. Seine Arbeit war nun zu Ende. Normalerweise

wäre er weggestürzt, um ein paar Stunden zu schlafen, bevor alles wieder von vorne begann. Aber diesmal hielt ihn irgendetwas zurück.

Die junge Frau lächelte ihm schüchtern zu.

»Danke«, flüsterte sie.

»Ich danke Ihnen. Sie waren großartig, wissen Sie. Sie haben es uns leicht gemacht.«

Sie hatte ihr feines, blondes Haar hinter die Ohren gekämmt, nur eine Strähne hing noch herab – sie war eine hübsche Person. Der Student ertappte sich bei der Frage, wieso das Schwein von einem Vater sie so hatte im Stich lassen können.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so sein würde«, murmelte sie.

Er sah den Ausdruck auf ihrem Gesicht und begriff. Er nickte schweigend.

Das Mädchen hob das Gesicht und küsste ihn auf die Wange, so natürlich, als wäre er ihr Bruder. »Danke«, wiederholte sie.

Er berührte leicht ihre Schulter. »Viel Glück.«

Als er gegangen war, blieb nur noch eine energische Schwester in blauer Tracht im Zimmer zurück. Sie setzte sich auf den Bettrand und zählte die Pulsschläge der jungen Frau. Als sie damit fertig war, bewegte sich das Kind, und die Mutter berührte den winzigen Kopf mit den Fingerspitzen.

»Solch eine Menge schwarzer Haare«, murmelte sie. »Wie sein Vater.« Sie schien kaum wahrzunehmen, dass sie laut sprach.

Die Schwester sah sie scharf an. »Sie sind allein, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wollen Sie das Baby behalten?«

Der Blick des Mädchens schien förmlich zusammenschrumpfen. »Natürlich. Ich habe ihn mir mehr gewünscht als irgendetwas auf der Welt.« Dann, als ob sie befürchtete, die Gefühle der Schwester verletzt zu haben, fügte sie hinzu: »Ich hatte selbst keine Mutter. Sie starb bei meiner Geburt. Ich weiß, wie wichtig Mütter sind.«

»Aber Babys brauchen auch Väter. Und Sie sind sehr jung.«

»Mein Baby nicht. Und ich bin achtzehn. Ich komme zurecht.«

Das Thema war erledigt. Die blaue Tracht raschelte, als die Schwester aufstand. »Möchten Sie jemand anrufen? Ich kann Ihnen den Apparat

hereinbringen. Hier sind Sie ungestörter.«

Die junge Frau schüttelte den Kopf. »Nein, danke, Schwester.«

An der Tür blieb die Krankenschwester stehen. »Wie soll das Baby heißen?«

»William. William Owain. Das ist der Name meines Vaters. Wenn ich ein Junge geworden wäre, hätte ich ebenso geheißen.« Aber ich war eben nur ein Mädchen, fügte sie im Stillen hinzu.

Am Tag darauf lag sie in einem der Zimmer, in dem die Mütter nach der Entbindung untergebracht wurden, das schlafende Kind neben sich im Bett. Zweimal hatte die Abteilungsschwester ihr gesagt, sie solle es in den Babykorb neben ihrem Bett legen. Die junge Frau hatte nichts geantwortet, aber das Kind blieb bei ihr. Die Schwester hatte schließlich resigniert nachgegeben.

Das Mädchen blickte auf, als sich Schritte näherten und jemand neben ihrem Bett stehen blieb.

»Hallo, Anne.«

Ihr Besucher war ein kräftiger Mann mit rosigem Gesicht. Er trug eine wahre Pyramide roter Rosen und einen Einkaufsbeutel von Harrods bei sich.

Das Mädchen namens Anne lächelte ihm zu. »Jamie?«

Er legte die Rosen aufs Bettende und streckte ihr den Einkaufsbeutel hin. »Warum haben Sie mir nichts gesagt? Ich habe bei Ihnen angerufen, um mich zu erkundigen, ob Sie okay sind, aber es meldete sich niemand. Also rief ich hier an, und man sagte mir Bescheid. Lassen Sie mal die kleine Kröte sehen.«

Sie schob das Bettlaken hinab, sodass er das winzige rote Gesicht erkennen konnte.

»Gott, warum müssen sie bloß immer so scheußlich sein?«

Anne lachte, völlig überzeugt, dass er im Irrtum war. »William nicht. Für mich ist er ... Na ja, so, wie ich ihn mir vorgestellt habe.«

Jamie hielt ihr erneut den Einkaufsbeutel hin, und sie öffnete ihn wie ein Kind an seinem Geburtstag. Das Geschenk bestand aus einem goldgelben Teddybär mit blauem Bändchen um den Hals.

»Danke«, sagte Anne. »Und auch für die Blumen.«

Stille folgte, und Jamie sah sich unbehaglich um. »Was wollen Sie nun tun?«, fragte er schließlich. »Ich meine, nachdem das Kind jetzt da ist?«

Annes Gesicht verkrampfte sich leicht. »Ich habe schon befürchtet, dass Sie das fragen würden. Ich möchte gern weiter für Sie arbeiten, wenn Sie es erlauben. Bitte, können Sie das nicht tun? William kann ich doch erst noch mitnehmen. Er schläft dann in seinem Körbchen. Er wird bestimmt nicht stören, das verspreche ich. Ich brauche den Job, Jamie.«

Er nickte bedächtig. »Sie kochen hervorragend, das wissen Sie. So lange Sie wollen, können Sie im Restaurant weiterarbeiten. Aber das wird kaum ein Leben für Sie sein, oder? Lange Arbeitszeiten und am Ende nichts weiter als ein einziges Zimmer und ein Baby, das nicht mehr nur die Freude Ihres Daseins sein wird. Sie haben keine Ausbildung. Wahrscheinlich können Sie gerade genug verdienen, um sich und den Kleinen durchzubringen und ein Dach über dem Kopf zu haben. Aber was für eine Zukunft ist das für euch beide?«

Anne senkte den Kopf. Jamie sah ihren Nacken und dachte mit resignierter Irritation, wie verletzlich sie doch war.

»Das weiß ich alles«, flüsterte Anne. »Aber irgendwie werde ich es schon schaffen. Wenn Sie mir meinen Job lassen ...«

»Hören Sie mich bitte zu Ende an«, sagte Jamie. Seine Stimme klang schroff vor Entschiedenheit. »Ich mache Ihnen ein geschäftliches Angebot. Sie sind fürs Kochen begabt, und Sie könnten außerordentlich gut sein, wenn Sie darin ausgebildet wären. Da, wo Sie jetzt sind, in Pierres Küche, lernen Sie nicht viel dazu, weil er gar nicht die Zeit hat, Ihnen etwas beizubringen. Sie könnten einen Teil dessen, was ich Ihnen jetzt bezahle, dafür hernehmen, einen Kurs in einer Kochschule mitzumachen. Warten Sie ... das heißt, wenn Sie nicht irgendwelche Unsummen für eine schäbige Bude aufbringen müssen. Ich Hause in einem großen Wohnblock hinter Sloane Square. Am Ende des Korridors in meiner Wohnung gibt es ein Zimmer, verbunden durch eine Tür mit einem anderen, kleineren. Früher hat das Zimmermädchen darin gewohnt, es ist also nicht großartig. Beide Räume sind mit alten Tennistrakets und Gummimänteln vollgestopft, aber die kann ich hinausräumen. Sie und das Kind könnten da hineinziehen und mietfrei

wohnen, solange Sie Ihren Kurs absolvieren – vorausgesetzt, Sie behalten Ihren Teilzeitjob bei Duff's bei, so wie jetzt – und auch noch hinterher, wenn Sie ausgelernt haben; wie lange, das können wir noch vereinbaren. Mich würde diese Lösung freuen, wenn sie Ihnen ebenfalls zusagt.«

Er befand sich jetzt wieder auf sicherem Boden, redete flüssig wie ein Anwalt, der sich um einen außergerichtlichen Vergleich bemüht. Erwartungsvoll verstummte er, dann kam ihm noch ein weiterer Gedanke. »Bedingungen gibt es natürlich keine. Es handelt sich um ein rein geschäftliches Arrangement.«

»Das brauchen Sie mir nicht zu sagen«, erwiderte sie schnell.

»Natürlich habe ich keinen Augenblick geglaubt, Sie wollten ...«

»Na?«, unterbrach er sie, um ihr aus der Verlegenheit zu helfen.

»Wollen Sie wirklich Ihre häusliche Gemütlichkeit durch eine Teilzeitköchin mit einem kleinen Kind beeinträchtigen?«

»Keineswegs. Aber ich bin häufig weg und es ist eine große Wohnung. Aber wollen Sie mir erst etwas versprechen?«

»Alles. Nein ... alles, was zumutbar ist.« Er hatte früher ihren selbstsicheren Humor gar nicht wahrgenommen und war überrascht, wie sehr sich ihr Gesicht ohne die bedrückende Besorgnis der letzten Wochen verändert hatte.

»Wollen Sie sich ernsthaft überlegen, ob Sie nicht nach Hause gehen sollten? Zurück zu Ihren Leuten? Ich weiß, Sie sind keine Herumtreiberin, auch wenn Sie wie so etwas Ähnliches in mein Restaurant hereingeschneit sind. Sind Sie ganz sicher, Anne, dass Sie und das Kind nicht glücklicher dort wären, wo Sie herkommen?«

Sie starrte an ihm vorbei, und die blassgrünen Krankenhauswände verschwanden; stattdessen sah sie vor sich die aufs Geratewohl zusammengewürfelten niederen Häuser aus grauem Stein und Schiefer am Fuß eines Abhangs vor sich. Eine Tür öffnete sich, ein Mann, älter aussehend als seine Jahre, trat auf die vertraute Straße hinaus. Sie hörte das Knacken des Schlosses und roch den Kohlenrauch in der milden Luft. Das Haus hinter dem Mann war leer, ebenso wie die Wiesen dahinter. Alles würde für immer leer bleiben, so viele Menschen es dort auch geben mochte.

»Nein«, sagte sie. »Ich würde nicht glücklicher sein. Wir gehören auch beide nicht dorthin. Sehen Sie, ich habe mich sogar daran gewöhnt, Anne gerufen zu werden.«

»Den anderen Namen kann ich nicht aussprechen«, beschwerte er sich – nicht zum ersten Mal.

»Angharad«, sagte sie in dem walisischen Singsang, den sie für gewöhnlich zu unterdrücken trachtete.

»Angharad«, wiederholte er und lachte. »Wenn ich das sage, klingt es wie eine defekte Waschmaschine.«

»Das macht nichts.« Sie lächelte wieder. »Anne ist ein schöner Londoner Name. Aber das Owain behalte ich bei, denn so heißt er rechtmäßig.« Sie streichelte das seidige Köpfchen des Kindes.

Ihr Besucher stand auf. »Dann ist alles okay. Rufen Sie mich an, wenn Sie hier entlassen werden, ich werde dafür sorgen, dass Sie jemand von Duff's abholt. Stecken Sie die Rosen ins Wasser, bevor sie verdursten.« Er nickte ihr zu und verließ das Zimmer.

»Danke«, flüsterte sie. »Danke, Sie komischer Superengländer Jamie Duff. Siehst du –«, ihr Finger berührte die Wange des Kindes, »es wird alles in Ordnung kommen. Verlass dich auf mich, ja?«

Die Frau im Bett nebenan blickte zu ihr herüber, erleichtert, bei ihrer Nachbarin endlich ein Zeichen von Normalität zu entdecken.

»War das – war das er?«, fragte sie neugierig.

Anne starrte sie erstaunt an. »Der Vater meines Kindes? O nein.« Sie begann zu lachen. »Nein, nein. Sein Vater ist ganz anders.«

Nichts hatte sich verändert.

Der Weg nach Hause war fast unerträglich vertraut. Während der letzten drei Kilometer, nachdem sie die Hauptstraße verlassen und nun das Sträßchen zum Dorf hinauffuhren, hatte Angharad jeden Umriss der Moospolster an den Steinmauern und das Geäst jedes Baumes wiedererkannt.

Sie warf einen Seitenblick auf ihren Vater. Auch er sah aus wie früher, aber sie spürte, dass zwischen ihnen etwas anders geworden war. Ihr Vater pflegte zwar von jeher mit einer Konzentration hinter dem Lenkrad zu sitzen, die sein Misstrauen gegen jegliche Maschinerie verriet, aber in den alten Tagen hätte Angharad die Stille mit Geplauder erfüllt, das keinerlei Antworten bedurfte. Nun veranlasste eine unbehagliche Scheu sie, ruhig zu sein.

Sie fragte sich, welche Rolle sie spielen sollte – die des glücklichen Schulmädchens, das zum ersten Mal wieder nach Hause zurückkehrte oder die der verständlicherweise Heimwehkranken; allein diese Überlegung brachte sie zum Schweigen. Noch Wochen zuvor war sie einfach Angharad Owain gewesen und keine dieser beiden unangenehmen Möglichkeiten hatte eine Rolle gespielt. Nun empfand sie sich als von ihrem Vater und ihrem früheren Ich getrennt, fast wie eine Fremde.

Sie bogen um die Ecke und gerieten in die sich lang hinziehende Straße. Die meisten der Häuser bestanden aus grauem Stein und waren mit walisischem Schiefer gedeckt, gefleckt mit gelber Flechte. Andere waren neuer, aus rotem Backstein, die Fenster gelb umrandet. Angharad kannte hier jede einzelne Familie und deren Geschichte. Aus jedem der Häuser quoll Rauch in den grauweißen Himmel; es war Nachmittag, und die Feuer wurden entzündet, bevor die Kinder mit dem Schulbus zurückkehrten. Es gab jetzt keine eigene Schule mehr im Dorf, weil zu wenig Kinder da waren, die sie besucht hätten. Angharads Tante Gwyn wohnte in dem viktorianischen Schulhaus und zog dort Geranien in Töpfen.

Der Wagen hielt vor dem letzten Haus an der Straße.

»Daheim«, sagte Angharad und kostete das Wort aus.

Sie war immer froh gewesen, in einem der Häuser aus grauem Stein zu leben, das eine Tür in der Mitte und links und rechts je ein Fenster hatte – wie in einer Kinderzeichnung. Früher war es einmal das Pfarrhaus gewesen und deshalb eine Spur größer als die übrigen. Dahinter zog sich die niedere Friedhofsmauer hin, der graue Kirchturm erhob sich über die Grabsteine. Die methodistische Kirche, ein scheußlicher Backsteinbau, befand sich am anderen Ende des Dorfs.

»Daheim«, wiederholte ihr Vater. »Freust du dich?«

»Ja.« Angharad vergaß ihre Bedrücktheit. »O ja.«

Sie sprang heraus und rannte die wenigen Schritte bis zur Haustür, drückte die altmodische Klinke herab und öffnete sie. Sie war niemals verschlossen gewesen.

»Vielleicht haben wir das Jahr 65, aber Gott sei Dank weiß man das in Cefn nicht«, bemerkte ihr Vater. »Wenn es Zeit ist, die Tür gegen die Nachbarn zu verschließen, ist es auch Zeit, woanders hinzuziehen.«

Durch die Tür gelangte man geradewegs in den quadratischen Raum, der den Mittelpunkt des Hauses bildete. Das Arbeitszimmer ihres Vaters lag rechts davon, aber in diesem Raum lebten sie. Nach den mit Linoleum belegten Sälen der Schule kam er Angharad kleiner vor als früher, aber sonst war er unverändert. Die Teppiche und die wenigen mitgenommen aussehenden, aber soliden Möbelstücke standen auf der gleichen Stelle auf dem Fliesenboden. In den Nischen waren die Regale mit Büchern und die Großvateruhr mit aufgemalter Sonne und Mond auf dem Zifferblatt tickte wie eh und je. Ein soeben angezündetes Feuer knisterte im Kamin.

Angharad lauschte ein paar Sekunden lang auf die Geräusche des alten Hauses und rief dann: »Tante Gwyn, bist du da? Ich bin wieder zu Hause!«

Gwyn Owain kam aus der Küche im hinteren Teil des Hauses, angetan mit einem röhrenförmigen Tweedrock, einem strubbeligen Pullover, braunen Schnürschuhen und grauen Männersocken. Ihr intelligentes Gesicht war gefurcht, ihr dünnes Haar kurz geschnitten – strikt nach Bequemlichkeit und keineswegs nach Eleganz.

Angharad hatte ihre eigene Mutter nie gekannt und die

unverheiratete Schwester ihres Vaters hatte sie klaglos von Geburt an betreut. Gwyns Unabhängigkeitsbedürfnis war zu ausgeprägt, als dass sie im Haushalt ihres Bruders gelebt hätte, aber sie wohnte nahe genug, um sich um das Kind wie seine eigene Mutter zu kümmern. Angharad hatte die unverblühte Offenheit ihrer Tante und deren gelegentliche Verschrobenheit Zeit ihres Lebens gelassen hingenommen.

Gwyn wischte die Hände geistesabwesend an dem besten weißen Tischtuch ab, das sie in Händen hielt, und umarmte dann ihre Nichte. »Willkommen zu Hause, mein Lämmchen.« Dann blinzelte sie und betrachtete sie erneut. »Was ist mit deinem schönen Haar passiert?«

Angharads Hände fuhren unwillkürlich zu den entblößten Ohren, und die Erinnerung an das düstere Badezimmer der Schule und an die sie umdrängenden, boshaft kichernden Mädchen kehrte zurück.

Es hatte sich um ihre ›Schlafsaal-Initiation‹ gehandelt.

»Zöpfe?«, hatten die anderen ungläubig gesagt. »Kein Mensch trägt noch Zöpfe.« Die Schere hatte metallisch geklickt, und ihr Kopf war zurückgerissen worden, als man sie abschnitt.

»Ich habe es abgeschnitten«, sagte sie nun schnell. »Keines der Mädchen hat Zöpfe, Tante Gwyn.«

Nachdem die Mitschülerinnen gegangen waren und sie allein zurückgelassen hatten, war ein anderes Mädchen eingetreten – groß, mit sehr klaren Augen – und hatte Angharad dabei ertappt, wie sie sich im Spiegel anstarrte, als sei sie eine Fremde.

»Was haben sie getan?«

»Sie sagten, es sei meine Initiation.«

Das Bild im Spiegel – ihr eigenes rundes Gesicht mit dem grotesk verschnittenen Haar und das andere, dunkle, ovale darüber – war durch Tränen verschwommen. Das dunkelhaarige Mädchen hatte einen Laut der Ungeduld von sich gegeben, eine eigene Schere geholt und so lange an Angharads verwüstem Haar herumgeschnipselt, bis es wie eine anmutige Glocke auf ihre Schultern herabhing.

Als Angharad wagte, wieder in den Spiegel zu blicken, empfand sie erst Ungläubigkeit und dann aufwallende Dankbarkeit.

»Wie wundervoll. Jetzt sehe ich wie alle anderen aus.«

»Na, so ein Glück«, hatte das dunkelhaarige Mädchen trocken

bemerkt.

Zu ihrer beiderseitigen Überraschung hatten sie plötzlich losgelacht.

Das Mädchen hieß Laura Cotton und Angharad hatte sie von diesem Augenblick an geliebt. Irgendwie waren aus der bäurisch wirkenden kleinen Stipendiatin und der eleganten, distanzierten Laura Freundinnen geworden. Dies hatte Angharad den Aufenthalt in der Schule erträglich gemacht.

Gwyn schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Das überrascht mich. Seit wann musst du ebenso wie andere aussehen? Was meinst du dazu, Will?«

William Owain sah vage erstaunt drein. »Es ist mir gar nicht aufgefallen. Ich fand immer, dass sie nett aussieht. Jedenfalls ist sie jetzt bestimmt alt genug, um selbst über ihre Haare zu entscheiden.«

Angharad ging zu ihm hin, küsste und umarmte ihn. Die Trennung hatte ihren Blick für ihn geschärft. Rein äußerlich wirkte er wie ein milder, in sich gekehrter Mann, desinteressiert an konventionellen Leistungen und glücklich mit seinem walisischen ländlichen Dasein. Aber Angharad wusste, dass die milde Außenseite täuschte. Manchmal konnte ein völlig irrationaler Zorn bei ihm aufflammen, der sie bewog, ihn ebenso zu fürchten wie zu lieben. Sie begriff auch instinktiv, dass seine Empfindungen für sie überschattet waren von der Erinnerung an den Verlust seiner jungen Frau, und dass die Ähnlichkeit seiner Tochter mit ihr für William ebenso Schmerz wie Freude bedeutete. Und so war sie mit all den Problemen und Freuden ihrer Kindheit immer zu Tante Gwyn gelaufen.

Und doch war es William gewesen, den sie in den Wochen ihrer Abwesenheit von Cefn schmerzlich vermisst hatte.

Ihr Vater strich ihr über das weiche Haar. »Geh und hilf deiner Tante. Ich muss noch eine Arbeit fertig machen. Du kannst alles erzählen, während wir essen.«

Die Spätnachmittagssonne fiel durch das Küchenfenster. Angharad sah, dass ihre Fleißigen Lieschen auf dem Sims sorgfältig gegossen worden waren und nun eine Masse hellroter Blüten hatten. Eine dicke weiße Katze schlief auf dem Schaukelstuhl.

»Eirlys.« Angharad drückte das Gesicht in den weißen Pelz des Tieres

und die Katze streckte sich träge. »Ich habe euch alle vermisst.«

Gwyn hatte eine Kasserole aus dem Backofen genommen.

»Lammragout«, sagte sie ohne jede Begeisterung. »Aber nicht annähernd so gut wie deines.«

Weder ihre Tante noch ihr Vater waren an Kochen interessiert, aber Angharad war, so lange sie zurückdenken konnte, davon fasziniert gewesen.

Sie kostete davon. »Es ist gut. Nur noch ein bisschen mehr Salz.«

»Ich gebe es daran, wenn du den Tisch deckst.«

Automatisch ging Angharad zum Küchenschrank und nahm das Besteck heraus. Vage wurde sie sich der Tatsache bewusst, dass diese feinen Löffel und mit Horngriffen versehenen Messer und Gabeln mit dem eingravierten, verschlungenen ›WO‹ irgendwie Teil der Vergangenheit ihres Vaters darstellten und ebenso wenig in das kleine Steinhaus passten wie er selbst.

»Geht es ihm eigentlich gut?«, fragte sie abrupt.

»Deinem Vater? O ja, ich denke schon. Er ist bald mit seinem Buch fertig und in letzter Zeit hat er mit seinen anderen Arbeiten Glück gehabt.«

William war Historiker, ehemals Lehrer, der sich vor Jahren zurückgezogen hatte, um über walisische Geschichte Bücher zu schreiben. Den geringfügigen Lebensunterhalt bestritt er mit Buchbesprechungen und gelegentlichen Artikeln über walisische Kultur und Bevölkerung in Zeitschriften. Geld war eigentlich nie viel vorhanden gewesen, und Angharad hatte erst darüber nachgedacht, als sie durch ihre neuen Mitschülerinnen mit ihrer beschämenden Armut konfrontiert worden war. Die Mädchen hatten sie – und keineswegs nur hinter ihrem Rücken – ob ihrer Kleidung und ihres schlichten Geschmacks ausgelacht. Bis auf Laura, die ihr erklärt hatte, Kleider seien nebensächlich – obwohl ihre eigenen schön waren – und sie solle stolz darauf sein, ein Stipendium bekommen zu haben.

»Das meine ich nicht«, sagte Angharad jetzt. »Ich meine ... Was wird aus ihm, wenn ich fort bin? Wenn er alt wird?«

»Er ist jünger als ich«, sagte Gwyn munter. »Ich stelle fest, dass du um deine arme alte Tante nicht besorgt bist. Damit hast du auch recht,

und du solltest dir über deinen Vater ebenso wenig den Kopf zerbrechen. Er kann für sich selbst sorgen. Nun geh' schon und rufe ihn zum Essen.«

Ich bin also noch immer nicht alt genug für eine ernsthafte Antwort, dachte Angharad, während sie zum Arbeitszimmer ging.

»Nun, dann«, sagte ihr Vater, als sie alle an ihren gewohnten Plätzen am Tisch saßen. »Erzähle. Deine Briefe waren nicht sonderlich aufschlussreich.«

»Am Anfang war es merkwürdig«, sagte Angharad zögernd. »Alles ist so groß und laut, und es sind so viele Menschen da.« Sie bemühte sich, leichthin zu reden, so als ob all diese Dinge nun keine Rolle mehr spielten. »Und meine Uniform und die Bücher sind nicht ganz so wie – wie die der anderen. Aber das ist egal.« Beides war unverkennbar aus zweiter Hand erworben worden. »Der Unterricht ist okay, alles ziemlich leicht, und ich habe mit Latein angefangen ...«

»Gut. Das brauchst du, um an der Universität weiterzukommen.« Ihr Vater nickte anerkennend.

»Und Französisch und europäische Geschichte. Das Einzige ist, man bekommt dort keinen ordentlichen Unterricht im Kochen, es wird einem nur beigebracht, wie man Blumen arrangiert und den Tisch deckt.

»Haushaltsmanagement« nennen sie das.«

»Du kannst dir deinen Lebensunterhalt nicht mit Kochen verdienen«, sagte ihr Vater energisch. »Konzentriere dich stattdessen auf dein Latein.«

Tante Gwyn blinzelte ihr zu.

Angharad zermartete sich den Kopf nach einem Thema, das ihre Einsamkeitsgefühle und ihre Abneigung gegen diesen ganzen hässlichen Schulbetrieb nicht verriet.

»Ich habe mich dort mit einem Mädchen angefreundet. Sie ist ganz anders als die anderen dummen Gänse.«

Laura bestimmte und Angharad folgte ihr bedingungslos. Laura verfügte über eine kompromisslose Intelligenz, die Angharad bewunderte, und wenn sie manchmal scharfzüngig war, so begriff Angharad, dass eben diese Intelligenz sie ungeduldig machte. Angharad selbst war auch klug, auf ihre eigene, sehr viel freundlichere Art, und

das war das Band zwischen ihnen. Aber die stärkste Bindung entstand, als Angharad entdeckte, dass auch ihre Freundin aus Wales stammte und dass Laura unter ihrem kühlen Äußeren ebenso an Heimweh litt wie sie selbst.

Laura stammte aus einem Ort namens Llyn Fair und schilderte ihr Zuhause als ein altes Gebäude aus Stein neben einem abgelegenen See in einem abgelegenen Tal. Angharad hatte noch nie davon gehört, obwohl es gar nicht so viele Meilen von Cefn entfernt lag.

»Es ist schön dort«, sagte Laura. »Der schönste Ort der Welt.« Und nach einer Pause fügte sie hinzu: »Du musst kommen und es dir ansehen. Dann wirst du auch meinen Bruder kennenlernen. Er ist – mein bester Freund. Der einzige Freund, den ich je haben wollte – bis du gekommen bist. Er wird dir gefallen. Es wäre seltsam – und hübsch – wenn wir auf Llyn Fair zu dritt statt nur zu zweit wären.«

Lauras Augen glänzten, ihr Gesicht strahlte, und sie blickte über den lärmfüllten Esssaal hinaus auf etwas, das Angharad nicht erkennen konnte. Eifersucht quälte sie.

»Wie heißt er?«, fragte sie, obwohl sie es gar nicht wissen wollte. Sie wollte Laura mit niemandem teilen.

»Harry.«

Angharad nahm die Freude wahr, die Laura allein bei der Nennung seines Namens empfand, wandte sich ab und biss sich auf die Unterlippe.

Nun wurde ihr bewusst, dass William und Gwyn sie erwartungsvoll beobachteten. Sie lächelte sie beglückt an.

»Sie heißt Laura. Sie ist älter als ich und viel klüger. Wenn sie mit der Schule fertig ist, wird sie nach Oxford gehen und dann nach London, um Fernsehproduzentin zu werden. Sie ist auch Waliserin.

>Ehrenhalber< wie sie sagt, denn ihr Vater stammt aus Lancashire. Sie wohnt hier ganz in der Nähe, an einem Ort, der Llyn Fair heißt.«

Ein plötzliches, eisiges Schweigen entstand. Verblüfft blickte Angharad von einem zum anderen. Gwyn wandte hastig den Kopf ab. Williams Gesicht war vor Zorn gerötet, neben seinem Mund hatten sich scharfe Linien eingegraben. Das war etwas, das sie kannte und fürchtete.

»Wie, hast du gesagt, heißt sie?«

»Laura ... Laura Cotton.«

Die Tasse ihres Vaters fuhr klirrend auf die Untertasse hinab.

Angharad starrte ihn verwirrt an.

»Wie viele Mädchen gibt es dort in deiner Schule?«

»Warum? Was hat ...«

»Wie viele, Angharad?«

»Sechshundertundzwanzig.«

»Und aus sechshundertzwanzig Mädchen musst du dir ausgerechnet eine Cotton als Freundin aussuchen?«

»William«, sagte Gwyn, »sie hat unmöglich wissen können ...«

»Sei still, Gwyn. Hör zu, Angharad. Wenn du in die Schule zurückkehrst, wirst du dich mit jemand anderem befreunden. Mit wem immer du willst. Ich möchte nicht, dass du jemals wieder jemand erwähnst, der zu den Cottons auf Llyn Fair gehört. Verstanden?«

»Aber ...«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe, Angharad.«

Ihr Vater stand mit einem Ruck auf und ging hinaus. Sie hörten, wie die Tür seines Arbeitszimmers hinter ihm zufiel. Wieder herrschte Stille.

Schließlich sah Angharad Gwyn an. »Was habe ich denn verbrochen?«

»Komm her, Lämmchen.« Gwyns Stimme klang belegt. Angharad stolperte zu ihr hinüber und vergrub das Gesicht an der knöchigen Schulter. Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Es ist nicht deine Schuld«, beschwichtigte sie Gwyn. »Dein Vater ist nicht auf dich zornig, sondern auf etwas, das schon lange vor deiner Geburt geschehen ist. Der Name deiner Freundin und – und der Ort, an dem sie wohnt, hat ihn wieder daran erinnert.« Gwyns Hände umfassten Angharads Arme fester und ihre Stimme wurde so streng wie nie zuvor. »Aber er hat recht. Du solltest dir eine andere Freundin suchen. Es muss doch dort Dutzende netter Mädchen geben.«

»Nein«, schluchzte Angharad. »Sie sind alle scheußlich bis auf Laura. Sie reden nur über Kleider und Jungens und Küsse.«

»Aber Liebes, das ist doch nur normal. Mädchen in deinem Alter sind an solchen Dingen nun mal interessiert, und das solltest du auch sein. Das gehört zum Erwachsenwerden. Du bist viel zu lange allein mit mir

und deinem Vater gewesen. Es wird dir guttun, mit all den anderen Mädchen zusammen zu sein. Du wirst sie bald gernhaben.«

Angharad wusste mit unumstößlicher Überzeugung, dass dies nie der Fall sein würde. Sie schwieg.

Gwyn fuhr fort: »Siehst du, dein Vater möchte nicht, dass du dein Leben lang hier bleibst. Er ist stolz auf dich, und er will, dass du was aus dir machst. Du wirst in deiner Schule Dinge lernen, die du hier nie erfahren würdest.«

Stimmt, dachte Angharad verbittert. Französische Küsse und Pop-Platten.

Laura war die Einzige gewesen, die ihr Dinge gesagt hatte, die sie wirklich wissen wollte. Literatur, Musik, alles Mögliche ... Und jetzt sollte ihr diese Freundschaft verboten werden.

Warum? Es ergab keinen Sinn. Und Angharad schätzte es, wenn Dinge klargestellt wurden.

»Tante Gwyn«, sagte sie vorsichtig, »warum kann ich nicht Lauras Freundin sein? Sie würde dir gefallen und Dad auch. Da bin ich ganz sicher.«

Gwyn seufzte und starrte über Angharads Kopf weg. Schließlich sagte sie: »Ich erzähle dir das bloß, weil es dich plötzlich zu betreffen scheint. Sonst wäre es nicht nötig. Alte Bitterkeiten vergisst man am besten. Das Ganze liegt lange zurück, es geschah kurz nach der Hochzeit deiner Eltern. Ein Mann namens Joe Cotton, Freund deines Vaters, brachte unsere Familie um etwas, das uns wichtig war. Und daraus resultierte dann etwas anderes, das deinen Vater und mich tief verletzte. Mehr brauchst du nicht zu wissen. Dein Vater hat dem Mann nie verziehen. Die Sache schmerzt ihn bis zum heutigen Tag. Ausgerechnet von dir wieder diesen Namen zu hören, war ein Schock für ihn, verstehst du?«

Angharad schwieg. Lauras Vater? Laura selbst war Wirklichkeit für sie, lebendig und wichtig, aber ihr Vater war weniger als ein Schatten. Angharad erinnerte sich nicht, dass Laura ihn auch nur je erwähnt hatte. Laura sprach flüchtig über ihre Mutter und über ihren Bruder in Augenblicken, die Angharad ihrer Intimität wegen schmeichelten, obwohl die Eifersucht sie nach wie vor plagte. Aber niemals über ihren Vater. Was konnte er getan haben – vor so langer Zeit – um jetzt noch

einen solchen Aufruhr zu verursachen?

»Um was hat er uns gebracht?«, fragte sie.

Gwyne schüttelte den Kopf. »Das spielt jetzt keine Rolle mehr. Es ist Vergangenheit. Tu du, was dein Vater sagt, und suche eine andere Freundin – um seineswillen, Angharad.« Angharad entzog sich ihrer Tante und machte sich mechanisch daran, den Tisch abzuräumen.

Schweigend erledigten die beiden das Abwaschen des Geschirrs. Angharad starrte in das fettige Spülwasser und empfand zum ersten Mal die Bedrückung eines Dilemmas. Ein Teil von ihr war bereit – und empfand das Bedürfnis –, ihrem Vater zu gehorchen. Aber ein anderer – eine neue Angharad, die sich aus den Eierschalen ihrer Kindheit befreite – befahl ihr etwas anderes.

Laura war ihre Freundin. Keine von ihnen schuldete irgendeiner fernen Vergangenheit etwas.

Erneut brannten ihr Tränen in den Augen, sie senkte den Kopf, um sie vor ihrer Tante zu verbergen.

Gwyn öffnete die Hintertür und die feuchte Nachtluft quoll in die Küche.

»Ich glaube, ich gehe jetzt nach Hause«, sagte ihre Tante. »Es sei denn, ich soll dir noch ein bisschen Gesellschaft leisten?«

Angharad wusste, dass sie sie hätte zurückhalten und sich von ihr trösten lassen können. Aber sie tat es nicht.

»Nein. Ich lese noch ein bisschen.«

Das Haus war sehr still, nachdem Gwyn fort war. Eirlys, die weiße Katze, schlief noch immer auf dem Schaukelstuhl. Angharad ging hinaus und blieb vor der geschlossenen Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters stehen. Dann wandte sie sich ab und stieg die Treppe hinauf. Oben in ihrem Schlafzimmer, durch dessen kleines Fenster man auf die Straße hinabsah, starrte Angharad auf das Regal mit den zerlesenen klassischen Kinderbüchern – »Alice im Wunderland«, »Der Wind in den Weiden«, »Was Katy machte«. Es gab jetzt nichts mehr, womit sie sich hätte trösten können.

Angharad rannte hinunter zu den Regalen in den Nischen. Oben links fand sie neben »Jane Eyre« ein dickes Buch mit einem rissigen, braunen Rücken. Sie blickte auf die verblassten Goldbuchstaben des Titels.

»Wuthering Heights«. Angharad nahm das Buch mit hinauf, zog sich aus und legte sich ins Bett. Das Buch öffnete sich wie von selbst auf der ersten Seite und sie begann zu lesen.

Als sie am Morgen herunterkam, äußerte sich William mit keinem Wort über den vergangenen Abend. Angharad deckte den Frühstückstisch und sie ließen sich beide nieder.

»Es ist ein schöner Tag«, sagte William. »Was willst du tun?«

»Ich weiß noch nicht.«

Angharad war früh aufgestanden und barfuß vor die Haustür getreten, um auf die Straße zu schauen. Es war ein klarer und frischer Tag mit dem Geruch nach verrottetem Laub und feuchter Erde. Elfed, der Milchmann, war mit seinem Lieferwagen unter die alte Eiche gerattert und hatte ihr zugewinkt, während er die Flaschen auf die umliegenden Haustürstufen stellte. Während sie ihn beobachtete, hatte sie sich dieselbe Frage gestellt – was soll ich tun? Früher war das in Cefn niemals ein Problem für sie gewesen.

»Ich fahre zur Saint Winefrides Quelle«, sagte ihr Vater. »Möchtest du mitkommen?«

William war nicht der Mann, der zum Zeichen der Versöhnung seine Tochter in die Arme nahm. Diese Aufforderung war seine spezielle Art, die Dinge in Ordnung bringen zu wollen.

Angharad kämpfte mit sich, wog ihren Stolz gegen das bedrückende Gefühl, mit ihm uneins zu sein, ab.

»Ja«, sagte sie dann verlegen. »Ich war noch nie dort.«

Die Quelle lag gut zehn Kilometer entfernt; sie fuhren über die schmalen Straßen, erst schweigend, dann allmählich mit Brocken oberflächlicher Unterhaltung.

Aber als sie ihr Ziel im Außenbezirk der kleinen Stadt erreicht hatten, wich jede Befangenheit zwischen ihnen. William ließ seinen alten Wagen da stehen, wo er angehalten hatte, und ging über die Straße in den Schatten unter der Mauer des alten Klosters. Angharad trottete hinter ihm her, wieder zum Kind geworden, bereit, in die Welt einzutreten, die er immer für sie hatte erschaffen können.

»Sieh her«, sagte William und wies auf die Fassade, an der Angharad

schon Dutzende von Malen vorbeigekommen war, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Sie sah die einfachen normannischen Steintreppen, die so tief waren, dass der mittlere Teil der Stufen fast nicht mehr vorhanden war. »Kannst du dir die Pilger vorstellen mit ihren Umhängen, Bündeln und staubigen Füßen, wie sie geduldig diese Stufen hinaufgestiegen sind? Dies hier ist ein heiliger Ort seit dem zwölften Jahrhundert.«

Angharad folgte ihm unter dem Bogen durch, hinein in die kalte Düsterteil des Heiligtums. Sie stiegen ein paar ausgehöhlte Stufen hinab und vor ihnen fiel plötzlich ein breiter Lichtstrahl herein. Das Gewölbe öffnete sich dem Himmel, und Angharad sah vor sich grünes Wasser, umschlossen von bemoostem, grauem Stein und unten, auf den Platten des Teichs, glitzernde Münzen.

»Hierher kamen die Pilger. Sieh her, das sind Motivgaben für die Heilige, selbst heute noch. Pennies, die mit einem Wunsch hineingeworfen werden; es ist dasselbe, als wenn man mit einem Gebet eine Kerze entzündet.«

Sie setzte sich auf die Stufen, und Angharad empfand die Kälte eines jahrhundertealten Schattens, fühlte sich von unsichtbaren Pilgern umdrängt. Es war das ganz besondere Talent ihres Vaters, solche Orte für sie lebendig zu machen.

»Kennst du die Geschichte?«, fragte William.

»Erzähle sie mir.«

»Winefride lebte im siebten Jahrhundert. Sie war die Tochter wohlhabender Eltern und die Nichte von St. Bueno. Winefride war ein frommes Kind und sollte in ein Kloster gehen, sobald sie alt genug dafür war.

Eines Tages kam ein Adliger aus der Umgebung, heiß und durstig von der Jagd. Winefride, als Tochter des Hauses, war verpflichtet, jeden Gast willkommen zu heißen, das war walisische Tradition. Sie musste dem Fremden das beste Essen anbieten, das zur Verfügung stand, sich bereit erklären, ihm die Füße zu waschen oder die Harfe für ihn zu spielen.

Mit Sicherheit hielt sie den Blick auf den Boden gerichtet, als sie eintrat, nie hatte sie den Gast direkt angesehen. Aber der Adlige sah

sofort, wie schön sie war und begehrte sie. Vielleicht kam es zu einem Kampf. Vielleicht wurde ihr Schleier dabei zerrissen und in den Schmutz getreten. Irgendwie gelang es Winefride, sich loszureißen und zur Kirche zu rennen. Aber der Edelmann holte sie an der Schwelle ein, zog voller Wut sein Jagdschwert und schlug dem Mädchen den Kopf ab.

St. Bueno trat aus der Kirche und sah seine schöne, verstümmelte Nichte zu seinen Füßen liegen. Er verfluchte den Mörder, die Erde öffnete sich und der Adlige wurde von ihr lebend verschlungen. Der Heilige kniete nieder und betete darum, dass das Mädchen wieder lebendig würde, und so geschah es. Als einziges Zeichen dessen, was geschehen war, blieb eine dünne, weiße Linie rund um ihren Hals. An der Stelle, auf die ihr Kopf gefallen war, sprudelte eine Quelle heraus. Das war hier.«

Angharad blickte ins Wasser und sah die winzigen, kristallklaren Bläschen aufsteigen.

»Was ist aus ihr geworden?«

»Winefride lebte noch fünfzehn Jahre. Sie wurde Nonne, so wie sie es versprochen hatte. Ihr Heiligtum wurde zum Wallfahrtsort, sogar Könige kamen hierher.«

Sie saßen in dem kleinen Lichtquadrat innerhalb der dicken Mauern. Endlos perlt die Luftblasen von irgendwoher tief im Innern des Felsens empor durch das stille Wasser, um sich dann aufzulösen.

Zwölfhundert Jahre, dachte Angharad.

Diese unvorstellbare Zeitspanne wirkte verstärkend auf ihre eigenen Ängste und ihre Einsamkeit, statt beides zu mildern.

Sie lehnte den Kopf gegen die tröstlich starken Knie ihres Vaters. »Du fehlst mir«, sagte sie. »Kann ich nicht wieder nach Hause kommen?«

William lächelte auf sie herab. »Meinst du, du fehlst mir nicht?«

»Nein«, erwiderte Angharad und änderte sofort ihren mürrischen Ton. »Doch, ich weiß, dass es so ist. Das ergibt ja eben keinen Sinn. Lass mich wieder nach Hause kommen.«

»Es wird dich ein bisschen Zeit kosten, dich ans Wegsein zu gewöhnen«, sagte William mit der jeden Protest erstickenden Stimme, die Angharad fürchtete. »Aber für dich ist es so das Beste. Du brauchst die Gesellschaft und den Einfluss anderer Frauen, weil du bald selbst

eine Frau sein wirst. Wir können hier nicht auf eigene Faust so weitermachen.«

»Warum nicht?«, fragte sie störrisch.

»Weil es einfach unpassend ist – deshalb.« Angharad konnte nicht sehen, dass ihr Vater lächelte, aber es war ein dünnes, freudloses Lächeln. »Streite dich nicht mit mir herum, Angharad. Und tu' mir noch einen Gefallen – suche dir eine andere Freundin. Das sollte doch wohl nicht allzu schwierig sein, oder?«

Doch, wollte sie sagen. Sogar unmöglich, denn dort ist sonst niemand wie Laura.

»Darf ich nicht wissen, warum?«, erkundigte sie sich mit einer Sanftmut, die sie nicht empfand.

Eine lange Pause entstand. »Das ist nicht nötig. Es ist alles Vergangenheit«, sagte William schließlich.

Angharad schwieg und empfand die Wand zwischen sich und ihrem Vater – so dick wie die alten Mauern, die sie umgaben.

Schließlich sagte William: »Ich gehe jetzt und hole die Dokumente, die ich brauche.« Sie ließen das grüne Licht hinter sich, und der kurze Augenblick der Intimität, den Winefride ihnen beschert hatte, war vorüber.

Wieder daheim, wanderte Angharad durch das kleine Haus. Das Gefühl, nirgendwohin mehr zu gehören, ließ sie frösteln. Sie suchte ihre Gummistiefel und ihren alten Mantel heraus, in dessen Tasche noch die geflickten Wollhandschuhe steckten, verließ das Haus und kletterte über die niedere Kirchhofmauer. Dann watete sie durch das dichte, lange Gras zwischen den Grabsteinen. Die Abkürzung brachte sie hinaus auf den Fahrweg, der in Windungen zum Mountain führte. In einiger Entfernung sah sie auf einer Wiese Kinder, die einen riesigen Holzhaufen aufschichteten. Es waren Freunde aus ihrer Kindheit, die alles für das alljährliche Guy Fawkes Freudenfeuer herrichteten. Angharad zögerte. Früher wäre sie zu ihnen hinübergelaufen, aber nun spürte sie, dass sie hier ebenso wenig hingehörte wie in die Schule.

Sie wandte sich ab, bohrte die Hände in die Manteltaschen und startete auf den langen Höhenzug des Mountain hinauf. Irgendwo dahinter lag der geheimnisvolle Ort Llyn Fair. Sie fragte sich, was Laura jetzt trieb,

und überlegte, dass sie sich wohl kaum darüber grämte, vom Aufbau eines albernem Holzstoßes ausgeschlossen zu sein.

»Ich wollte, ich wäre wie Laura«, flüsterte Angharad.

Sie unternahm einen weiten Spaziergang bis hinauf auf die Spitze des Mountain, aber auch der Blick auf die weite, wilde Landschaft und die flache, graue Linie des Meeres in der Ferne ließ in ihr nicht mehr das Empfinden aufkommen, zu Hause zu sein. Es war alles sehr schön, aber ebenso gut hätte es sich um eine Ansichtspostkarte handeln können, die ihr irgendjemand aus irgendeinem Teil der Welt geschickt hatte.

Sie drehte sich um und lief den steilen Steig hinab, den sie heraufgekommen war. Es begann zu regnen. Als sie schließlich unten im alten Schulhaus angekommen war, war sie völlig durchweicht.

Gwyns Tür stand weit offen und der Regen formte dunkle Pockennarben auf den Steinfliesen des Flurs. Angharad schloss die Tür und ging in Gwyns Arbeitsraum, der früher das Klassenzimmer für die Kleinsten gewesen war. Ihre Tante stand dort in einem blauen Overall, knetete selbstvergessen an einem Klumpen Ton herum und summt vor sich hin.

»Tante Gwyn, die Tür war offen. Und der Flur ist ganz nass.«

»Hm? Nass? Wieso – regnet es?« Sie spähte überrascht aus dem Fenster und sah dann wieder Angharad an. »Aber du bist ja selbst klatschnass!«

»Ich war auf dem Berg oben. Es fing an zu regnen.«

Gwyns Selbstvergessenheit war dahin. Sie hüllte Angharad in einen ihrer eigenen unförmigen Jerseys, dann setzte sie sie in die wärmste Ecke und brachte ihr eine Tasse heißen Tees.

»Was machst du da?«, erkundigte sich Angharad. Gwyn war Töpferin, ihr Arbeitsraum war mit einem kleinen Brennofen und einer Töpferscheibe ausgestattet. Am liebsten formte sie seltsame, fragile Gebilde, die man gar nicht bei ihr erwartet hätte, aber ihren Lebensunterhalt verdiente sie mit dem Verkauf von Souvenir-Keramik an die Touristenläden an der Küste und in den pittoresken Städtchen der Umgebung.

»Ich habe einen schönen großen Auftrag von Y Gegin Fach bekommen.« Gwyn wies auf ein Tablett mit braunen Krügen und

Schalen, jeweils mit den Worten ›siwgr‹ und ›llaeth‹ versehen.

»Scheußlich, nicht wahr?«

»Ja, ziemlich.« Angharad lachte ebenfalls. Sie entsann sich der Zeiten, in denen sie hier selbst an Tonresten herumgeknetet und endlos geplappert und Gwyn gearbeitet und zugehört hatte. Oder wahrscheinlich nicht zugehört hatte, dachte Angharad jetzt. Aber das Gefühl von Wärme und Kameradschaftlichkeit veranlasste sie, auch jetzt zu reden.

»Ich mag die Schule nicht«, sagte sie fast zaghaft. Vielleicht wäre alles anders gewesen, hätte man ihr Laura nicht verboten.

»Ich weiß«, sagte Gwyn freundlich und lächelte ihr zu. »Aber willst du's nicht weiter versuchen, wenigstens noch ein Weilchen?«

Angharad nickte nach einem Augenblick des Zögerns. Aber ihre Nachgiebigkeit war von einer Spur Ärger durchzogen. Sie würde tun, was man von ihr verlangte, aber nur, weil es keine Alternative gab.

»Sieh her«, sagte sie schließlich mit veränderter, brüchiger Stimme. »Ich habe ein Schaf gemacht.« Sie zeigte Gwyn den Tonklumpen, an dem sie herumgeknetet hatte.

»Es ist besser, als ich es zustande gebracht hätte«, sagte Gwyn in ermutigendem Ton. »Lass es da, ich brenne es das nächste Mal mit.«

Früher hätte das Angebot Angharad entzückt. Jetzt zuckte sie die Schultern. »Lohnt sich nicht.« Das kleine Schaf wurde in eine formlose Masse zurückverwandelt und zu anderen Klumpen zurück unter den Tisch befördert. Angharad stand auf und nahm ihren dampfenden Mantel vom Ofenschirm.

»Ich gehe jetzt besser.«

Gwyn sah ihr nach. Es dauerte mehrere Minuten, bevor sie sich mit einem Seufzer wieder ihrer Arbeit zuwandte.

Für den Rest des lang ersehnten Wochenendes zu Hause vergrub sich Angharad in ›Wuthering Heights‹ und isolierte sich selbst. Die Leidenschaft zwischen Cathy und Heathcliffe war für sie mehr Wirklichkeit als ihr eigenes, dumpfes Unbehagen. Ihr Vater und sie gingen freundlich und höflich miteinander um, wenn sie einander begegneten, und hielten sich an neutrale Gesprächsthemen, was

Angharad erstmals mit der Methode der Erwachsenen, ein Ding zu sagen und etwas völlig anderes zu meinen, vertraut machte.

Als die Zeit für die lange Fahrt zurück zur Schule kam, war sie ebenso erleichtert wie bedrückt. Als der alte Wagen die Straße hinabrollte, blickte sie starr geradeaus.

Der graue Gebäudekomplex der Schule war deprimierend.

In der kurzen Stille, nachdem sie am Ende einer Reihe von Wagen anderer Eltern geparkt hatten, wartete Angharad darauf, dass ihr Vater sein Verbot abmildern würde. Ohne sich dessen völlig bewusst zu sein, sehnte sie sich danach, für dieses schmerzliche Sichlösen aus der Kindheit mit seinem Vertrauen belohnt zu werden – und seinem Geheimnis, was immer es war.

Aber das Schweigen zog sich hin, die Hände ihres Vaters hielten das Lenkrad umklammert.

Schließlich flüsterte sie: »Ich muss jetzt hineingehen.«

Ihr Vater nahm ihren Koffer vom Rücksitz und reichte ihn ihr.

»Vergiss nicht, was ich gesagt habe.« Seine Stimme klang streng und unerbittlich.

Angharad küsste ihn auf die Wange und wandte sich ab. Schwerfällig stieg sie die Stufen empor, und dann umgaben sie die Echos der hohen, kahlen Korridore, die sie entlangging.

Laura saß auf dem Boden des Badezimmers am Ende des Schlafsaals, dort wo die anderen Mädchen Angharads Zöpfe abgeschnitten hatten. Sie lehnte gegen einen großen Heizkörper, die Beine ausgestreckt, die Hände lose im Schoß gefaltet. Als Angharad hereinkam, wandte sie ihr schnell den Kopf zu, das dunkle Haar flog ihr ums Gesicht.

»Bin ich froh, dass du wieder da bist«, sagte sie. »Ich kann es hier nicht aushalten.«

Angharad ließ sich neben ihr auf die Knie nieder, sodass ihre Gesichter auf gleicher Höhe waren. Es war wichtig, ihr jetzt sofort zu sagen, was sie zu sagen hatte.

»Laura – mein Vater will, dass ich mit jemand anderem – mich mit jemand anderem befreunde«, platzte sie heraus. »Er hat gesagt – er hat gesagt, es sei egal, mit wem, solange es keine Cotton aus Llyn Fair ist.«

Laura und Angharad hörten nur die Stille, die nun folgte, nicht das

unentwegte Zischen des Dampfes in den alten Rohren über ihnen.

Laura zuckte ein bisschen zusammen, kaum merklich; der freudige Schimmer wich aus ihrem Gesicht, es wurde starr und blass. »Darf ich erfahren, warum?«, fragte sie schließlich.

»Das hat er mir nicht erzählt. Er war sehr zornig, ich weiß nicht, warum. Es dreht sich um etwas, das noch vor meiner Geburt passiert sein muss. Ich habe auch Tante Gwyn gefragt, aber sie antwortete lediglich, dass ... dein Vater unsere Familie um etwas gebracht habe, was ihr gehörte, und mein Vater hat ihm das nie verziehen.«

Laura beugte den Kopf, sodass das dunkle Haar ihr Gesicht verhüllte. »Das überrascht mich überhaupt nicht.«

Angharad starrte sie erstaunt an. In vorhergegangenen Proben für diese Szene hatte sie sich immer ausgemalt, wie Laura zornig ihren Vater verteidigen würde. Sie hatte damit gerechnet, dass sie beide sich streiten würden und damit der Bruch vollzogen wäre.

»Mein Vater macht solche Dinge. Das weiß ich, seit ich ein kleines Kind war. Aber ich kann nicht darauf hoffen, ihn ändern zu können, oder?«

»Vermutlich nicht«, sagte Angharad schwach.

»Findest du, dein Vater hat ein Recht darauf, zu bestimmen, ob wir uns gernhaben dürfen oder nicht?«

Während sie nachdachte, hörte Angharad plötzlich das Zischen in den Röhren, und das erinnerte sie an die Nacht ihrer ›Initiation‹. Laura hatte sie gerettet.

William war nicht unfehlbar. Und ganz gewiss hatte er diesmal unrecht. »Nein«, flüsterte sie. »Ich glaube, dass das falsch ist.«

»Und du hast mich gern?« Laura hob den Kopf, und ihr dunkler Blick schien den Angharads förmlich einzusaugen. Sie sahen einander an, und Angharad hatte den flüchtigen Eindruck, dass sie durch Fleisch und Knochen hindurch ins Innere von Lauras Kopf sehen könnte.

»Ja«, antwortete sie. »Niemand kann uns davon abhalten, Freundinnen zu sein.«

Die Kraft ihres eigenen Entschlusses berauschte sie förmlich, befreite sie schlagartig von der Last des vergangenen Wochenendes.

Sie war ein eigenständiger Mensch. Sie konnte über sich selbst entscheiden.

»Ich bin froh.« Laura legte die Hand über die Angharads.

Die Berührung brachte Angharad wieder aus dem Gleichgewicht.

»War dein Wochenende zu Hause schön?«, fragte sie verlegen, um es zu verbergen.

»Nein.« Lauras Stimme klang eisig, aber dann brach ihr Temperament durch. »Harry war nicht da. Das wusste ich schon. Er hat vor dem nächsten Wochenende nicht frei. Aber ohne ihn zu Hause zu sein, bedeutet so etwas wie ein üppiges Weihnachtsfest, das man mutterseelenallein verbringt. Und das ist viel schlimmer als gewöhnliche, langweilige Tage, die man einsam verbringt. Begreifst du das?«

Angharads Hand wurde losgelassen, und sie wusste, dass sie vergessen war. Erneut entstand in ihr Eifersucht auf den lästigen Harry. Aber sie legte den Arm um Lauras Schulter, um sie zu trösten, so wie Laura sie einmal getröstet hatte. »Hör mal, es sind nur noch – wie viele, sieben? – Wochen bis wirklich Weihnachten ist. Dann wird er doch zu Hause sein, oder nicht?«

Laura nickte. »Wenn man weiß, dass das hier ein Ende nimmt, kann man es wahrscheinlich aushalten.« Sie wandte Angharad plötzlich das Gesicht zu. »Du wirst ihn auch kennenlernen. Du kommst doch eines Tages mit mir nach Llyn Fair, nicht wahr?«

Angharad wünschte keineswegs, Laura mit ihrem Bruder zu teilen, und sie sah keine Möglichkeit, dass ihr Vater ihr je erlauben würde, sie zu besuchen. Aber sie begriff, dass Laura ihr etwas sehr Seltenes und Wertvolles anbot.

»Gern«, sagte sie einfach.